

Zeitschrift:	Sinfonia : officielles Organ des Eidgenössischen Orchesterverband = organe officiel de la Société fédérale des orchestres
Herausgeber:	Eidgenössischer Orchesterverband
Band:	3 (1942)
Heft:	3-4
Artikel:	Beethoven und die Schweiz [Fortsetzung folgt]
Autor:	Fallet, Ed. M.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-955956

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

chesterinstrumentes oft zu wenig Zeit übrig bleibt. Auch diese Erscheinung ruft neben andern einer vermehrten Zusammenarbeit der interessierten Kreise; die Orchester von Luzern und Umgebung sind sich dieses Gebotes der Zeit bewußt und glauben den richtigen Weg des Miteinander- und Füreinanderschaffens mit der Bildung der bereits genannten Orchestervereinigung eingeschlagen zu haben.

Z.

Beethoven und die Schweiz*

Von Ed. M. Fallet.

Einleitung

Der gütige Leser mag sich vorerst erstaunt fragen, was zum vorliegenden Thema wohl zu sagen sei. Gewiß erschienen im Jahre 1798 Beethovens Variationen für Pianoforte über ein Schweizerlied, aber der große Tonschöpfer hat doch die Schweiz nie bereist wie etwa Mendelssohn, der sogar eine Neuenburgerin zur Frau hatte. Er hat auch nie längere Zeit in unserem Lande geweilt, wie etwa Brahms und Tschaikowsky.

Der geduldige Leser mag es dem musikgeschichtlichen Forscher nicht verargen, daß er wieder einmal etwas ausgegrüßelt hat, das nicht in jedem Musiklexikon oder in jeder Beethoven-Biographie geschrieben steht. In ausführlicheren Lebensbeschreibungen stößt man u.a. auf drei Namen, die uns im weitern beschäftigen werden: Graf Moritz von Fries, Marie Bigot und Hans Georg Nägeli. Des letztern Name ist der singenden Schweiz geläufig. Wer kennt den Zürcher Sängervater Nägeli nicht! Aber über seine Beziehungen zu Beethoven wissen selbst größere musikgeschichtliche Abhandlungen recht wenig Bescheid. Was vollends der Graf von Fries und Marie Bigot mit unserem Lande zu schaffen haben, muß erst noch bewiesen werden, bevor man sie in einer Studie »Beethoven und die Schweiz« erwähnt. So möge uns denn der gespannte Leser seine Aufmerksamkeit schenken.

Graf Moritz von Fries, Beethovens Gönner

Der Graf von Fries, einer der ersten Wiener Gönner Beethovens, ist ein Nachkomme der alten Berner Familie Fries von Friesenberg. Er entstammt der Linie auf Jegisdorf, die sich abwechselnd Fries von Friesenberg oder nur kurzweg Fries schrieb. Johann von Friesenberg aus Bern wurde 1365 ins Basler Bürgerrecht aufgenommen. Sein

* Dank der freundlichen Erlaubnis des Verfassers ist es uns möglich, seine interessante Beethoven-Studie unseren Lesern zugänglich zu machen. Das hübsch ausgestattete und mit 4 Abbildungen nach authentischen Vorlagen geschmückte Büchlein kann nach wie vor beim Autor: Neufeldstraße 137, Bern, zum Preise von Fr. 1.80 bezogen werden.

Sohn Rudolf siedelte nach Mülhausen im Elsaß über. Von der Mülhauser Familie Fries stammen wieder die heute in Oesterreich blühenden zwei Linien der Freiherrn und Grafen von Fries ab.

Johann Graf von Fries (1719—1785), Moritzens Vater, kam 1749 nach Wien. Als Bürger von Mülhausen, das bis 1798 zugewandter Ort der Eidgenossenschaft war, wurde er in Oesterreich als Schweizer betrachtet. Er war ein geradezu genialer Kaufmann und Industrieller. Im Jahre 1766 gründete er das seinerzeit rühmlichst bekannte Wiener Bankhaus Fries & Co. und erbaute 1783 das heute noch bestehende, sehr schöne Friesische Palais am Josefplatz in Wien. Er hinterließ ein unermeßliches Vermögen.

Aber nicht nur väterlicherseits, sondern auch mütterlicherseits ist Graf Moritz von Fries mit der Schweiz verwachsen. Die Gräfin Anne d'Escherny, die im Jahre 1764 des Grafen Johann von Fries Gemahlin geworden war, entstammte einer seit 1660 in Neuchâtel eingebürgerten Familie französischer Glaubensflüchtlinge. Auch die Mutter des jungen Grafen von Fries war also Schweizerin und hat die Beziehungen zu ihrem Vaterlande zeitlebens aufrechterhalten. Ihr Bruder, der Graf François-Louis d'Escherny, war ein Intimus des Philosophen Jean-Jacques Rousseau und ein glühender Musikfreund, dessen Leben und musikalisches Wirken schon längst eine einläßliche Würdigung verdienten.

Die Gräfin Anne von Fries geb. Gräfin d'Escherny war eine bildschöne und hochmusikalische Frau. Sie spielte Harfe und Klavier, sang und besaß ein ausgesprochenes schauspielerisches Talent, das ihr im Wien des ausgehenden 18. Jahrhunderts sehr zustatten kam. Als Beethoven 1792 zum zweiten Male nach Wien kam, öffnete ihm die Gräfin von Fries bereits die Pforten des gastfreudlichen Palais am Josefplatz. Im Mai 1795 subskribierte sie auf zwei Exemplare der drei Beethovenschen Klaviertrios (Opus 1). Es war dies kurz vor ihrer Abreise nach Lausanne, wo sie sich noch im Jahre 1795 niederließ.

Moritz Graf von Fries ward 1777 geboren. Beim Tode seines Vaters war er erst acht Jahre alt. Seine Erziehung wurde einem gewissen Müller, später dem Monsieur de Ste Agathe und schließlich Franz Christian Lersé, Goethes Freund, anvertraut, mit dem der junge Graf von 1794 bis 1797 zur Vollendung seiner Studien in Leipzig weilte. Lersé, der vordem Galeriedirektor war, hat die Liebe zur Kunst und das Interesse für Kunstschatze in seinem Zögling wachgerufen. Von seiner Mutter erbte Moritz die feurige Liebe zur Musik und von seinem Vater ein Vermögen, das unerschöpflich schien und das dem jungen Grafen gestattete, sich als reicher Kunstmöner seiner Zeit aufzuspielen.

Nach einem längeren Aufenthalt auf dem reizenden Lausanner Landgute «La Chablière», das seine Mutter 1796 Benjamin Constant

abgekauft hatte, kehrte Moritz wieder nach Wien zurück, wo er sich im Jahre 1800 mit der ebenso schönen wie liebenswürdigen Prinzessin Therese von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst verehelichte.

Aus jener Zeit stammen nun die ersten Beweise der herzlichen Beziehungen zwischen Beethoven und Graf Moritz von Fries. Ferdinand Ries, des großen Meisters Schüler und Freund, schildert in seinen »Biographischen Notizen« das musikalische Duell, das im April oder Mai 1800 im Friesischen Palais am Josefplatz zwischen dem heute völlig vergessenen, damals aber hochgefeierten Klaviervirtuosen und Komponisten Daniel Steibelt und Beethoven stattgefunden hat. Letzterer war durch die anmaßenden Herausforderungen des Berliner Konjunkturmusikers, der in Paris große Erfolge davongetragen hatte, so gereizt, daß er, als er sich zum Pianoforte bewegte, beim Vorbeigehen die Violoncell-Stimme von Steibelts Quintett mitnahm, sie — absichtlich? — verkehrt auf das Pult legte und mit einem Finger von den ersten Takten ein Thema heraustrommelte und dann so phantasierte, daß Steibelt den Saal verließ, ehe Beethoven aufgehört hatte. Daß Steibelt nie mehr mit Beethoven zusammenzukommen wünschte, versteht sich von selbst.

Das Friesische Palais, welches das Stelldichein der Wiener Musikfreunde war, stand Beethoven zu jeder Zeit offen. Graf von Fries unterhielt seine eigenen Musiker, deren Geigenmeister im Jahre 1802 Giacomo Conti war. Beethoven konnte sich keinen hochherzigeren Gönner wünschen, denn Karl Holz, seit Frühjahr 1825 des Meisters Vertrauter in geschäftlichen Angelegenheiten, versichert, daß Moritz von Fries seinem Freunde während mehr als zwanzig Jahren eine regelmäßige Unterstützung gewährte.

Beethoven wußte die Freundschaft des freigebigen und kunst- sinnigen Grafen sehr zu schätzen. Er hat ihm aus Dankbarkeit einige seiner schönsten Werke gewidmet. Als erste nennen wir die Violinsonaten in a-moll (Opus 23) und F-dur (Opus 24). Sie kamen zuerst vereinigt heraus und wurden in der »Wiener Zeitung« vom 28. Oktober 1801 als bei Mollo erschienen angezeigt. Die Widmung lautet: »A Monsieur le Comte Maurice de Fries«. Schon im Jahre 1802 wurden sie einzeln veröffentlicht. Die F-dur-Sonate ist in der Musikwelt als die liebliche »Frühlingssonate« bekannt.

Ferner widmete Beethoven dem Grafen Moritz von Fries sein Streichquintett in C-dur (Opus 29), das 1801 komponiert wurde und Ende 1802 bei Breitkopf & Härtel in Leipzig im Druck erschien. Gleichzeitig erschien es aber auch bei Artaria & Co. in Wien. Diese zweite Ausgabe wurde in einer öffentlichen Erklärung, die Beethoven in der »Wiener Zeitung« vom 22. Januar 1803 einrücken ließ, als unrechtmäßige, fehlerhafte und unbrauchbare bezeichnet, obschon die Kunsthändlung Artaria & Co. das Manuskript vom Grafen von Fries erhalten hatte, dessen Gutgläubigkeit mißbraucht worden zu sein scheint.

Zwischen Artaria und Beethoven entspann sich ein Rechtsstreit und der Komponist widerrief am 31. März 1804 seine Erklärung. Das Opus 29 ist das einzige Originalstreichquintett Beethovens und, wie sein Biograph Thayer sagt, genügte allein schon sein starker Einfluß auf Schubert (f-moll-Phantasie, a-moll-Sonate, h-moll-Symphonie), dem ersten Satz des C-dur-Quintetts eine große Bedeutung zu sichern.

Das größte und auch letzte dem Grafen von Fries gewidmete Werk ist die Symphonie Nr. 7 in A-dur (Opus 92). Die Symphonie war am 13. Mai 1812 beendet und schon im Juli hatte Erzherzog Rudolf, der Schüler und Gönner Beethovens, eine Abschrift anfertigen lassen. Die Erstaufführung fand in den beiden Invaliden-Akademien mit Mälzel am 8. und 12. Dezember 1813 im Universitätssaale zu Wien statt. Das Werk wurde ferner in den eigenen Akademien Beethovens vom 2. Januar und 27. Februar 1814 wiederholt und endlich am 29. November und 8. Dezember 1814 in den großen Konzerten aufgeführt, die anlässlich des Wiener Kongresses gegeben wurden. Am 6. März 1816 veröffentlichte der Verleger S. A. Steiner in der »Wiener Zeitung« eine Pränumerationsanzeige auf die Symphonie, die am 21. Dezember 1816 als erschienen angezeigt wurde. Die Widmung auf Seite 2 hat folgenden Wortlaut: »Dem Hochgeborenen Herrn Moritz Reichsgrafen von Fries, Sr. k. k. Apost. Majestät wirklichem Kämmerer etc etc. etc. in Ehrfurcht zugeeignet von Ludw. van Beethoven.« Beethoven ließ gegen Ende 1816 dem Verleger Steiner folgende Notiz zugehen: »Ich bitte noch heute mir ein Exemplar von der Partitur der Sinfonie in A, jedoch schön zu senden, indem ich dem Grafen Fries, wie gebräuchlich 2 senden muß; wenn es möglich ist nicht später als 3 Uhr. B.«

(Fortsetzung folgt.)

Hausmusik

Wie die Familie den Grundstock des Staates bildet, so bildet die Hausmusik den Grundstock für das Musikleben überhaupt. Sie schafft ein persönlich tätiges Verhältnis des Einzelnen zur Kunst, und wo sie verkümmert, erlischt die Anteilnahme an dem Kunstleben. Sie ist es, die zugleich ein heilsames Gegengewicht gegen das praktische, nüchternen alltägliche Leben bildet, das besonders in der heutigen Zeit auch das geistige Gebiet beherrschen möchte. Wer in noch so bescheidenem Maße der Musik mit innerem Ernst dient und von ihr nicht allein Unterhaltung und Zerstreuung erwartet, sondern sich bereitwillig zur Sammlung zwingen läßt, dem erschließt sich ihr inneres Leben und er erfährt eine Erstarkung seiner seelischen, ja schöpferischen Kräfte. Ihm ist die Musik nicht Luxus, sondern Lebensnotwendigkeit. Freilich: wo die Musik keinen lebendigen Widerhall findet, da gilt es für den Musiker aufzuhorchen, ob nicht die Kunst etwa jene Grenze überschreitet, wo sie